

Mutterkreuz im Nachttischkasten

Klaus-Dieter Felsmann

„Beim kleinen Trompeter habe ich immer geweint“, so erinnerte sich kürzlich auf einer Geburtstagsfeier eine schon lange in Wien lebende Freundin, als sie an ihre Kindheit in der DDR und ihr dortiges „großes“ Vorbild zurückdachte. Und siehe da: Alle, die ähnlich sozialisiert worden waren, fingen plötzlich an, eine sentimentale Melodie zu summen. Textfragmente waren zu hören, vom fröhlichen Beisammensitzen, von Freiheitsliedern und von einer feindlichen Kugel, angesichts derer der „kleine Trompeter“ mit selbigem Lächeln fiel. Befördert durch das eine oder andere Glas Wein kam da etwas an die Oberfläche, was offenbar über ein Lied als wirkungsvolle Vorbildspur gelegt worden war. Als Vorbild gedacht war allerdings nicht die reale Person des Hallenser Bürstenmachers Fritz Weineck, der als hübscher Hornist einer Schalmeykapelle 1925 auf einer KPD-Kundgebung im dortigen „Volkspark“ erschossen worden war. Zum Vorbild gemacht wurde ein, über die Melodie des Soldatenliedes *Von allen Kameraden* getragener, abstrakter Mythos, den kommunistische Ideologen für sich in Anspruch genommen hatten. Zur Beförderung eines entsprechenden Kults wurde dann 1958 an der Saale in Halle ein bronzenes „Trompeterdenkmal“ aufgestellt. Hier sind Generationen von Kindern auf jene Ideologie eingeschworen worden, die

in der DDR zum Staatsdogma erhoben worden war. 1992 ist die Statue dann schleunigst weggeräumt worden. Niemand wollte sich mehr erinnern, und für peinliche Fragen, die eigene Person betreffend, gab es auf diese Weise einen Anlass weniger. Damit war aber auch die Chance vergeben, dass aus dem Denkmal ein Denk-Ort hätte werden können. Hier ein subjektiv akzeptabel erscheinendes Vorbild und dort der Missbrauch desselben zum Zwecke der Indoktrination.

Wer etwas recherchiert, kann schnell herausfinden, dass das „Lied vom kleinen Trompeter“ durch die Nationalsozialisten nach 1933 mit Bezug auf deren Märtyrer Horst Wessel in einem martialischen Duktus umgedichtet und dann für eigene ideologische Zwecke benutzt worden ist. Aus gutem Grund verschwand diese Liedfassung mit der Abschlusszeile „Sieg Heil braust es über die Schlacht“ 1945 sehr schnell genauso in der Versenkung wie der Name Horst Wessel für den Berliner Stadtbezirk Friedrichshain. Die das Vorbild heroisierenden Zigarettenbilder alben im Bücherregal wurden ersetzt durch Werke wie Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues* oder auf der anderen Seite Nikolai Ostrowskis *Wie der Stahl gehärtet wurde*. Neue Vorbildhaftigkeiten wurden geschaffen. Die an Krieg und Diktatur Schuldigen wurden auf der An-

klagebank in Nürnberg verortet, und alle anderen verstaute ihre kleineren und größeren Systemrollen mitsamt den verinnerlichten Vorbildern – in der Hoffnung, dass sie sich bald verflüchtigen mögen – in dunklen Koffern und Schubladen. Wenn dann in den Aufbaujahren bei privaten Festen oder bei der Dorfkirmes ein Gläschen hier, ein Gläschen dort die Seele in Schwingung brachte, dann erschallten schon mal Lieder wie *Schwarzbraun ist die Haselnuss* oder *In einem Polenstädtchen*. Na ja, es war ja lustig, wie die Alten sangen, und die Nachgeborenen waren so gründlich durch den Neuanfang geprägt, dass sie kaum merken, dass hier vielleicht etwas aus den verborgenen Koffern herausklingen könnte.

Bei Familienfeiern, die ich als Kind erlebt habe, war es immer der Großvater, der für Stimmung und Liedgut zuständig war. Kontur und Zusammenhalt bekam allerdings alles erst durch meine Großmutter. So, wie überhaupt viele Kindheitsstunden durch sie ihren bis heute nachwirkenden harmonischen Charakter annahmen. Wenn man in den Ferien am Morgen aufstand, hatte sie schon längst den Eimer mit Johannisbeeren für die Marmelade gepflückt; kehrte man am Mittag vom Sportplatz zurück, hatte sie bereits eine Riesenportion Klöße für die Petersiliensauce geformt; und am Abend, nach der Rückkehr vom Badesee,

lagen die frisch gebügelteten Sachen für den nächsten Tag auf dem Bord. Sie hat Wunden vom Hahnenschnabel verarztet, und sie hat getröstet, wenn die angebetete Dorfschöne vom Feriengast nichts wissen wollte. Meine Oma wurde in dem, was sie machte und wie sie es machte, für mich zum Vorbild. Als sie dann in ihren letzten Lebensmonaten im Bett lag, habe ich sie als Student so oft es ging besucht. Eines Tages sollte ich ihr irgendetwas aus dem Nachttischkasten geben. Als ich das Schubfach öffnete, verschlug es mir die Sprache. Da leuchtete mir das Hakenkreuz gleich mehrfach entgegen. Einmal in der Mitte eines blauen Kreuzordens und zum anderen auf einem Foto, wo meine Großmutter diesen Orden stolz auf weißer Bluse trug. Meine Oma, eine Nationalsozialistin, so dachte ich damals ziemlich fassungslos. Was ich entdeckt hatte, war ein „Mutterkreuz 2. Klasse“, und ich hörte, wie die alte Frau mit leiser Stimme davon erzählte, dass sie immer noch stolz darauf sei. Sechs Kinder hatte sie auf die Welt gebracht, und nie hatte sie es verschmerzt, dass ihr Ältester in einem U-Boot einen sinnlosen frühen Tod gefunden hatte. Der Orden war für sie eines der ganz wenigen Symbole, mit denen sie, und nur sie, vor allen anderen, auch vor ihrem Mann, herausgehoben worden war. Heute kann ich sie verstehen. Doch damals, da

war ich erschüttert ob des „Kaninchenordens“ im Allerheiligsten meiner Großmutter. Borniert habe ich alles, was man so als ein an Zeitgeschichte Interessierter über diesen Orden zu wissen meinte, auf meine Großmutter übertragen. Ein Orden, wie es die nationalsozialistische Propaganda formuliert hatte, der an „deutsch-blütige“, „erbreine“, „sittlich einwandfreie“ Volksgenossinnen verliehen wurde, die zur Stärkung der arischen Rasse beigetragen hatten. Ich hatte über einen Menschen genau vor der Folie jener Vorgaben geurteilt, unter denen er von einem politischen System benutzt worden war. Ich habe nicht nach den individuellen Lebensumständen gefragt, unter denen sich dieser Mensch versucht hat zu behaupten. Mit der „Médaille de la Famille Française“ gibt es in Frankreich bis heute einen ähnlichen Orden. Nur ist der nicht ideologisch überformt worden, was einen entspannten Umgang damit zweifellos erleichtert. Meine Großmutter dagegen hat einen Teil ihres Lebens versteckt. Als viele Jahre später das Haus von der Familie aufgegeben wurde, ist es völlig ausgeräumt worden. Wer es von den Enkeln wollte, konnte sich ein paar Gläser oder andere Haushaltsgegenstände abholen. Lebensdokumente der Großeltern gab es nicht mehr. Angeblich sei da auch nie etwas gewesen. Auch die nachfolgende Generation hatte

es verinnerlicht, dass Widersprüche scheinbar am besten dadurch zu lösen sind, dass man entsprechende Zeugnisse verschwinden lässt.

Ganz anders gestaltete sich die Geburtstagsfeier, nachdem das Trompeterlied gesummt worden war. Hier standen plötzlich authentische Erinnerungen im Raum. Was hatte das Lied einst bedeutet?! Warum wurde es so leidenschaftlich gesungen, und was hat gerade das damit zu tun, dass man später vom DDR-System so gründlich enttäuscht war?! Irgendwann erinnerte sich auch jemand, dass es wohl bei der Bonner Hofgardendemonstration Anfang der 1980er-Jahre gewesen sei, wo ihn Hannes Wader mit diesem Lied gefangen genommen habe. Es gibt schon einen Wunsch nach Vorbildern. Besonders dann, wenn man von ihnen emotional angesprochen wird. Allerdings sollten die nicht zum Götzen werden. Schon gar nicht zu einem, der ideologisch aufgeladen ist. Wenn man darüber spricht, so sollte man allerdings selbst davor gefeit sein, im realen Leben ein Spider-Man werden zu wollen.

Zu weiteren Vorbildern äußert sich der Autor im FSF-Blog: <http://blog.fsf.de/author/felsmann>

Klaus-Dieter Felsmann
ist freier Publizist, Medien-
berater und Moderator
sowie Prüfer bei der
Freiwilligen Selbstkontrolle
Fernsehen (FSF).

